

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 2

Artikel: Als es auf dem Land noch nicht langweilig war
Autor: Weidmann, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von a. Statthalter Rudolf Weidmann

*Als es auf
dem Land
noch nicht
langweilig war*

In unsern Bauerngemeinden war früher viel weniger los, als das heute der Fall ist. Trotzdem war es damals auch den jungen Leuten nicht langweilig, denn der Einzelne war sicher eingebettet in eine Dorfgemeinschaft, die auch seine geselligen Bedürfnisse befriedigte. Heute fühlt sich trotz einer gewissen Betriebsamkeit der Einzelne isoliert.

Das im nördlichen Teil des Kantons Zürich gelegene Dorf Uhwiesen, in dem ich vor 82 Jahren das Licht der Welt erblickte und meine Jugendjahre verlebte, zählte damals etwa 800 Einwohner, fast alles Bauernfamilien. Die Leute waren, nach heutigen Begriffen gemessen, alles andere als wohlhabend. Der durchschnittliche Bauer hatte zwei bis vier Kühe, Witfrauen besaßen ein paar Ziegen.

Das Land war lange nicht so ertragreich wie heute. Jauche und Mist mußten in Tansen aufs Feld getragen werden. Da aber die

Straßen und Wege nicht so ausgebaut waren, daß man mit Wagen hätte hinausfahren können, waren allenthalben Sandsteinbänke angebracht, um die Tansen von Zeit zu Zeit abstellen zu können. Trotzdem war es natürlich nicht möglich, auch die entfernteren Wiesen zu düngen. Das waren dann die sogenannten einmadigen Wiesen; denn sie konnten nur einmal im Jahr gemäht werden.

Als der Kunstdünger aufkam, kauften einzelne Schläulinge solche einmadigen Wiesen für billiges Geld zusammen, düngten sie nach modernen Methoden und kamen dadurch, allerdings auf Kosten ihrer Mitbürger, zu einem gewissen Vermögen. Immerhin besaßen auch die sogenannten Großbauern nicht mehr als zehn Stück Vieh.

Wie bescheiden die Verhältnisse waren, ersieht man daraus, daß die übliche Belohnung für einen Botengang ein Stück Brot war. Bei

Beerdigungen zum Beispiel, wo selbstverständlich das ganze Dorf eingeladen wurde, ging eine alte Frau von Haus zu Haus, um das Leid anzusagen. Es war üblich, ihr in jeder Familie ein Stück Brot in ihre Schürze zu legen.

Die Männer trugen damals noch grüne Zwielhosen. Nur die Gemeinderäte prangten am Sonntag in schwarzen Beinkleidern. Die heutigen Vestons waren noch unbekannt, Männer und Buben waren in blaue Burgunderkittel gekleidet.

Die Werktage waren Tage der Mühe und Arbeit, der Sorge ums tägliche Brot und deshalb im wahrsten Sinne des Psalmwortes köstlich.

Jeder kannte jeden, alle sagten sich du, nur der Pfarrer und der Lehrer wurden mit Ihr angeredet. Es gab auch noch einzelne Familien, wo die Kinder den Eltern Ihr sagten.

Zweimal wöchentlich, am Dienstag und Samstag, fuhr man mit den Saisongemüsen, Obst und Trauben nach Schaffhausen auf den Markt. Gewöhnlich gingen die Mädchen. Als Belohnung durften sie jeweils ein Fünferwegli kaufen.

Der Ertrag aus diesem Erlös mußte das Haushaltungsgeld liefern. Der Erlös aus dem Wein war für den Zins auf Martini bestimmt. Dieser Ertrag war allerdings sehr unregelmäßig. Man sagte: «Hinter einer Rebe kann man sich sieben Jahre verbergen», das heißt, ein gutes Weinjahr verschaffte das Zinsgeld für sieben Jahre.

Die natürliche Gliederung

Das Wirtshaus wurde selten besucht. Wenn man aber Wein trank, war das Minimum, das in dieser Weingegend abgegeben wurde, ein halber Liter.

Trotzdem war das gesellige Leben so organisiert, daß jeder auf seine Rechnung kam. Die Einwohner waren nach alter Tradition in drei verschiedene Gruppen eingeteilt, die Kinder, die Ledigen und die Verheirateten.

Bis zur Konfirmation gehörte man zu den Kindern, das heißt «zun Buebe und Chinde». Bis zu ihrer Verheiratung hießen die ledigen jungen Männer «Chnabe», die ledigen jungen Mädchen «Meitli». Jede Altersgruppe pflegte ihre eigene Art Geselligkeit.

Jeden Abend nach dem Nachtessen trafen sich die ledigen Männer, also die Chnaben,

auf dem Dorfplatz, nach einer frühen Richtigstätte «Hangete» benannt. Sie plauderten, rauchten etwa eine Pfeife und trieben allerlei Scherz.

Die Meitli kamen im Winter regelmäßig zu den Spinnstubeten zusammen, die abwechselungsweise in den verschiedenen Häusern durchgeführt wurden. Sie trafen sich mit ihren Spinnrädern schon am Nachmittag und verkürzten sich die Zeit mit Plaudern und Singen. Oft aß man auch in dem betreffenden Haus zu Nacht, gewöhnlich einen Zervelat mit Brot und ein Glas Wein. Häufig erschienen später auch die Chnaben. Einer spielte Maulorgel, und es wurde getanzt. Ein junges Mädchen kam also damals viel häufiger zum Tanzen als heute.

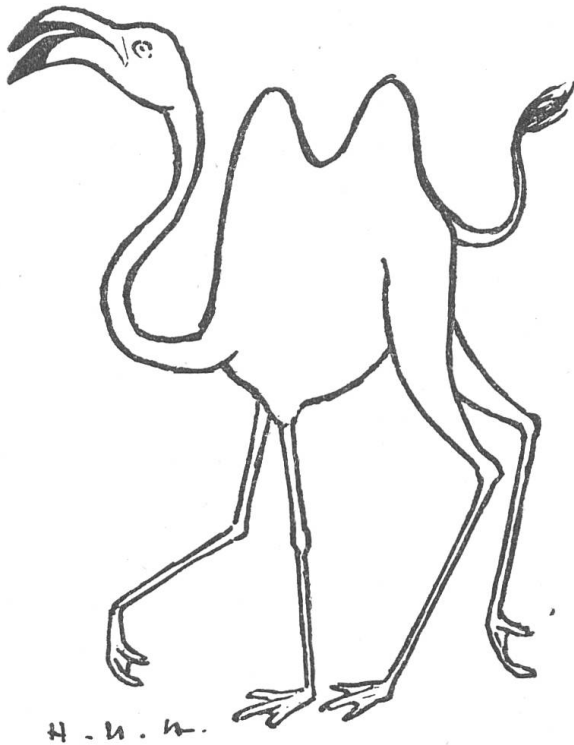
Getanzt wurde außerdem natürlich an den eigentlichen Dorffesten, am Hilari, der statt dem Berchtoldstag gefeiert wurde, und der Fastnacht und an dem in Schaffhausen stattfindenden Martinimarkt.

Der Hilari dauerte drei Tage, vom Freitag bis am Sonntag. Von den Chnaben wurde bei dieser Gelegenheit eine Musik, bestehend aus fünf Trompetern, engagiert. Am frühen Nachmittag des Freitags zog diese Musik spielend durchs ganze Dorf. Beim untersten Haus erhielten die Musikanten einen Trunk. Beim Rückmarsch schlossen sich nun nach und nach die Tänzerpaare den Trompetenbläsern an, und in geschlossenem Zuge ging es in die Wirtshaus zur Linde. Alles war sonntäglich gekleidet. Die Mädchen trugen alle weiße Schürzen.

Ein paar Tage vor der Hilarifeier wurde jeweils unter den Chnaben vereinbart, wie die Tänzerinnen verteilt werden sollten. Es wurde streng darauf gehalten, daß kein Mädchen unberücksichtigt blieb. Der betreffende Knabe ging hierauf zu den Eltern des Mädchens und bat um die Erlaubnis, die Tochter am Hilari fest zum Tanze führen zu dürfen. Am Freitagnachmittag holte er dann sein Mädchen zu Hause ab, um sich mit ihm zusammen der vorbeiziehenden Musik anzuschließen.

Am Freitagabend gingen die Chnaben zu den Meitli heim zum Nachtessen. Anschließend daran zog man wiederum mit der Musik im Festzug durchs Dorf zum Tanzlokal, wo bis nach Mitternacht getanzt wurde. Um 12 Uhr gab es einen Unterbruch, weil die Knaben den Mädchen im obern Saale ein Mitternachtsessen servierten.

FABELTIERE



Das Kamingo

Am Samstag wiederholte sich das gleiche. Der Hilari war die einzige Gelegenheit, wo auch die Verheirateten tanzten. Sie kamen am Sonntagabend mit den Chnaben und Meitli im obern Saal zusammen.

Ganz groß wurden Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen gefeiert. Es galt hier noch der alte Spruch: «Bim Hürate, Gebääre und Sterbe darf me nüd spaare.»

Besonders gut war im Dorf für die Kinder gesorgt. Für den Silvester und den Hilari mieteten die ältesten Buben, d. h. die Konfirmanden, eine große Bauernstube und stellten die alten langen Tische und Bänke aus der ehemaligen Gemeindestube hinein. Am Silvester kamen sie dann zum ersten Male dort zusammen. Jeder nahm das Abendessen mit, Speck, Brot und eine Flasche Wein. Nachher zog man gruppenweise durchs Dorf und trieb allerlei Schabernack.

Am Freitagvormittag des Hilari verkleideten sich die Buben mit alten Kleidern und Larven und machten einen Umzug durch das Dorf. In einem Wägeli wurden zwei kleine Weinfässer mitgeführt. Man zog von Haus zu Haus und bekam von jeder Familie ein

«Mooß», also 1 ½ l. Mit der erhaltenen Tranksame gingen die Buben in die Hilari-Stube zurück, und die folgenden drei Tage und Nächte wurde dieser Wein dort getrunken. Nur zum Essen ging man nach Hause.

Freitag- und Samstagabend machten die Buben Besuche bei den Zusammenkünften der Mädchen (Chinde). Die Schulmädchen versammelten sich nämlich, immer zwei bis drei Schulklassen zusammen, in einer Stube und machten Spiele.

Die Söhne Tells

An der Fastnacht wurde von den Buben auf dem höchsten Punkt des Kohlfirns, dem Hörnli, ein großer Holzstoß für das Fastnachtsfeuer zusammengetragen. Wenn dann das Feuer erloschen war, kamen die Buben vom 10. bis zum 16. Altersjahr zusammen und wählten den Schützenmeister für das Tätsch-schießen. Eigentlich handelte es sich nicht um eine richtige Wahl; dieses Amt wurde vielmehr ergantet. Jener wurde Schützenmeister, der am meisten Schoppen Wein bot (ein Schoppen = 4 dl). Es wurden oft bis zu 30 Schoppen geboten. Voraussetzung war allerdings, daß man zu den Burgern gehörte. Söhne von Hintersässen konnten nicht Schützenmeister werden.

Nach der Wahl holte man gemeinsam im Hause des gewählten Meisters den Wein und zog damit in die Gemeindestube im Schulhaus. Dort aß man zusammen zu Nacht und trank den Wein.

Vor Ostern wurde der «Tätsch» aufgebaut, mit Rasenziegeln, etwa mannshoch und drei Meter breit und mit Lehm bestrichen. In der Mitte wurde ein Kreis angebracht, und auf diese Zielscheibe wurde nun mit der Armbrust geschossen. Jede Familie besaß eine Armbrust.

Für jeden Buben wurde eine besondere Armbrusthütte erstellt.

Am Ostermontag wurde mit Schießen angefangen, und von diesem Tag an wurde jeden Sonntagnachmittag bis zum Bartholomäus-Markt (Ende August) nach der Kinderlehre geschossen.

Beim Tätschschießen wurde auf strenge Disziplin gehalten; wer fluchte, mußte jedesmal fünf Rappen Buße bezahlen.

Alle Buben vom 10. bis 16. Altersjahr nahmen am Tätschschießen teil. Jeden Sonn-

tag mußte jeder Schütze 10 Rappen Einsatz bringen. Aus diesem Geld wurden den Schützen kleine Preise ausbezahlt. Man achtete aber darauf, daß jeder einen Preis bekam, der Beste vielleicht 20 Rappen, der Schlechteste einen Fünfer. Den ersten Preis bekam einer nur einmal, denn man wollte keinen benachteiligen. Die Gemeindekasse ihrerseits spendierte jeden Sonntag ebenfalls einen Franken.

Am Schluß des Sommers gab es zwei besonders wertvolle Preise, nämlich zwei Zinnteller, welche die Gemeinde schenkte. Der eine trug eine Gravur vom Tell, der andere vom Winkelried. Um diese beiden Teller konnten nur Bürger schießen, die zwei besten Schützen erhielten sie dann als Preise.

Diese Teller dienten auch dazu, um von den Passanten Geldspenden zu erlangen. Man sagte dazu das Sprüchlein auf:

*Lasset uns ein Gäblein fließen,
Daß wir nach dem Ziele schießen,
Daß wir später sind imstand,
Zu schießen für das Vaterland.*

Am ertragreichsten war diese Sammlung am Tag des Bartholomäus-Marktes. Am Bartholomäus-Dienstag war nämlich in Schaffhausen Böllemärt, und zahlreiche Benkener, Rudolfinger, Marthaler, Andelfinger usw. kamen bei dieser Gelegenheit beim Uhwiesener Tätschschießen vorbei. Es gab dazumal noch viele Leute, die grundsätzlich die Eisenbahn nicht benutzten.

Nach Beendigung des Tätschschießens gingen die Buben auch noch an den Böllemärt in Schaffhausen, wobei der nicht ganz einwandfreie Sport betrieben wurde, von den Ständen unbemerkt etwas zu entwenden, weshalb das erwähnte Sprüchlein durch die Buben folgende Umdichtung erfuhr:

*Lasset uns ein Gäblein fließen,
Daß wir nach dem Ziele schießen,
Daß wir später sind imstand,
Z stäle amene Chrämerstand.*

Bestimmt kannte man im damaligen Uhwiesen das Schlagwort vom Jahrhundert des Kindes nicht. Wenn ich mich aber an meine Jugendzeit erinnere, denke ich oft, daß man damals die Kinder ernster nahm und ihren Bedürfnissen mehr Rechnung trug, als das heute der Fall ist. Vor allem mischten sich die Erwachsenen weniger ein; es waren die ältern Knaben selbst, die für Ordnung sorgten.

Man jammert heute viel über die Landflucht. Ich bin überzeugt, alle wirtschaftlichen Maßnahmen, die man zu ihrer Bekämpfung unternimmt, nützen nichts, wenn es nicht gelingt, die Dorfgemeinschaft wieder zu beleben. Es wird kaum möglich sein, die alten Bräuche auferstehen zu lassen. Man muß neue, unserer Zeit angepaßte Formen der Geselligkeit finden.

Richtiges Schweizerdeutsch

Schrifttüttsch	Baasel	Bäärn	Schaffuuse	Züri
Birnen	Biire	Bire	Bire	Bire (e Biir)
Sorten:	Angebire	Ankebire	TG: Bere Putterbire	Ankebire Putterbire
	Bumperlibire Haibirli	Höibirli	Chugelbire Höibirli	Chugeli- Höibirli Julibirli
	Pfaffebire Tailersbire	Paschtoore-	Paschtoore- Tailersbire	Paschtoore- Täilers- Täilis- Tierli

Zusammengestellt von Prof. Bruno Boesch, Bund für Schwyzertütsch.